Zeitschrift: Freiburger Geschichtsblätter
Herausgeber: Deutscher Geschichtsforschender Verein des Kantons Freiburg
Band: 71 (1994)

Buchbesprechung: Rezensionen

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

REZENSIONEN

Suisse romande: L'histoire en sociétés, sous la direction de Gilbert COUTAZ, Claude HAUSER et Jean-Henri PAPILLOUD (= Equinoxe. Revue romande de sciences humaines, n° 10, automne 1993), 206 S.

Geschichtsvereine haben ihre eigene Geschichte. Sie wurzeln zumeist im patriotischen Aufbruch des 19. Jahrhunderts und gehörten zu den Ausstattungsstücken des Bildungsbürgertums von einst, zuweilen auch zu den Identifikationsträgern einer gesellschaftlichen oder kulturellen Minderheit. Zugleich leisteten die gelehrten Gesellschaften Bedeutendes bei der Erforschung der, wie es hieß, «vaterländischen» Geschichte, namentlich bei der Erschließung und Edition mittelalterlicher Quellen. Diese Vereinigungen bestanden zum Teil schon lange vor dem Auftreten der akademischen Geschichtswissenschaft. Sie waren ihre Wegbereiter und, als die Universitäten gegründet und die historischen Lehrstühle errichtet waren, ihre selbständigen, selbstbewußten Wegbegleiter. Im Unterschied zum geschlossenen Kreis der akademischen Forschung blieben sie indessen gegenüber den Geschichtsliebhabern offen. Dilettantismus war damals noch kein Schimpfwort, vielmehr eine ehrbare, von Begeisterung geprägte Freizeitbeschäftigung von Lehrern, Pfarrern, Ärzten und Juristen.

Die Geschichtsvereine haben überlebt, ihre eigene Vergangenheit ist Geschichte geworden – haben sie vielleicht auch sich überlebt? In der völlig veränderten Umgebung der heutigen Gesellschaft müssen sie sich neu zurechtfinden und definieren, wollen sie nicht selber zur Episode der Geschichte werden. Es tut daher not, hin und wieder die Augen von der täglichen Kleinarbeit eines Vereins, als da ist: die Pflege von Veranstaltungsprogrammen und Publikationen in hergebrachten Formen, die Suche nach Geldquellen, nicht zuletzt die Sorge um den Mitgliederbestand, zu lösen und sie auf die Grundlagen des Vereinsdaseins zu richten. Dem Geschichtsforschenden Verein des Kantons Freiburg war durch das Zentenar im vergangenen Jahr die Gelegenheit zur Standortbestimmung geboten. Die historischen Gesellschaften der Romandie nahmen den Anlaß einer thematischen Nummer der Zeitschrift «Equinoxe» wahr, um über sich selbst nachzudenken. Nicht nur durch die ähnlich gelagerte

Problematik ist ein Hinweis auf den Ertrag dieser Reflexionen in unserer Vereinszeitschrift angezeigt, sondern auch durch die ähnlichen Voraussetzungen und Umstände gerechtfertigt, gehört doch der Geschichtsverein ebenfalls zur Westschweiz im eigentlichen Sinn und ist das Objekt seiner Beschäftigung, der Kanton Freiburg, zugleich Teil der Romandie wie der Deutschschweiz.

Vier Beiträge unter der Rubrik «Regards sur les origines» befassen sich mit den Anfängen: Gilbert Coutaz und Jean-Daniel Morerod mit der ältesten gelehrten historischen Gesellschaft auf Westschweizer Boden, der überkantonalen Société d'histoire de la Suisse romande (gegr. 1837), Patrick de Leonardis mit der Société vaudoise d'histoire et d'archéologie (gegr. 1903 anläßlich der Hundertjahrfeier des Bestehens des Kantons Waadt), Dominique Prongué mit der Société jurassienne d'Emulation (gegr. 1847) und Pierre Reichenbach mit der Société d'histoire du Valais romand (gegr. 1915). Reichenbachs Blick reicht über die Sprachgrenze hinaus und bezieht den Geschichtsforschenden Verein Oberwallis (gegr. 1888) ein. Dank dieser erweiterten Perspektive erfährt man von den interessanten Bemühungen in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts, im Wallis einen kantonalen, zweisprachigen Verein zu gründen. Die Pläne scheiterten allerdings am Vorrang der sprachlich-kulturellen vor der historisch-patriotischen Identität.

Die fünf Aufsätze des zweiten Teils unter dem Titel «Jeux de miroirs» behandeln einzelne Aspekte des Wirkens der Gesellschaften. Pierre-Yves Châtelain stellt die Besonderheiten der Société d'histoire et d'archéologie du canton de Neuchâtel (gegr. 1864) vor, zu deren markanten Persönlichkeiten der ersten Stunde Alexandre Daguet, der exilierte Freiburger Radikale, gehörte. Claude Hauser erörtert die Rolle der Société jurassienne d'Emulation in der Jurafrage (1947–1975). Guy Le Comte führt den Leser anhand von reichem, gut aufgearbeitetem statistischem Material in die Société d'histoire et d'archéologie de Genève (gegr. 1838) ein, die selber einen «lieu incontournable de la mémoire genevoise» darstellt und, wie manch anderes in der Stadt am See-Ende, ein vom Rest der Romandie deutlich abgehobenes Eigenleben führt. Catherine Santschi würdigt die editorischen Leistungen des 19. Jahrhunderts, zumeist von Autodidakten «ayant du loisir» vollbracht, und stellt sie kritisch dem professionalisierten Wissenschaftsbetrieb von heute gegenüber. Mit dem Betätigungsfeld unseres Geschichtsvereins eng verflochten ist der Beitrag von Francis Python über die Société d'histoire du canton de Fribourg (gegr. 1840). Er stellt ihre Geschichte am Wirken herausragender Köpfe (Alexandre Daguet, Jean Gremaud, Max de Diesbach) und an ihrem Beitrag zu Gesamtdarstellungen der Kantonsgeschichte dar. Kurzporträts am Ende des Bandes geben über die sieben Gesellschaften mit ihren zur Zeit etwa 4400 Mitgliedern (Doppelmitgliedschaften nicht abgerechnet) Auskunft.

Den reichhaltigen inneren Diskurs, der in den elf Aufsätzen über die Anfänge und Aktivitäten der historischen Gesellschaften der Romandie geführt wird, ergänzt einleitend ein äußerer Diskurs, die Betrachtung eines von seiner (Deutschschweizer) Herkunft und seinem akademischen Wirkungsfeld her Außenstehenden: Hans Ulrich Jost von der Universität Lausanne charakterisiert in griffigen Worten die historischen Bedingtheiten und Begrenzungen historischer Vereinigungen. Die Verantwortlichen ruft er auf, Ballast der Tra-

dition abzuwerfen und die Vereine neuen Kräften und Anstößen von außen zu öffnen. Den Ball nehmen im Epilog des Heftes Gérald Arlettaz, Jean-Claude Favez und Maurice de Tribolet auf. Sie machen sich Gedanken über die Rolle der Geschichtsvereine im «paysage historiographique helvétique» der Gegenwart und angesichts der Öffnung unseres kleinkammerigen Landes gegenüber Europa. Von der «glorification de la patrie» (S. 81) von einst sind die Gesellschaften heute gewiß weit entfernt, auf der anderen Seite kann und darf ihr besonderer Bezug zu einer – wie auch immer verstandenen – engeren «Heimat» nicht negiert werden.

Allgemeingültige Antworten oder gar Patentrezepte für den künftigen Fortbestand der Vereine werden nicht gegeben, aber es besteht Einigkeit darüber, daß die Zukunft nur in Innovation und Kreativität, nicht im bloßen Verwalten und Tradieren des eigenen Erbes liegen kann. Die Voraussetzungen für Veränderungen und Erneuerungen stehen heute nicht ungünstig. Es hat sich ein Generationenwechsel vollzogen. Jüngere Kräfte haben allenthalben das Heft in die Hände genommen und verkrustete Strukturen aufgebrochen, wovon nicht zuletzt die Beiträge in diesem Heft ein schönes Muster abgeben. Das Urteil von Jost erscheint daher – so hoffen wir wenigstens – allzu hart und pessimistisch, wenn er schreibt: «Les dirigeants des sociétés appartiennent pour la plupart à un groupe qui ne veut pas entrer dans cette modernité historiographique, avec des formes modernes de publication, et qui freine l'arrivée de nouveaux adhérents dynamiques» (S. 18).

Eine anregende Lektüre wird hier also geboten. Das sorgfältig redigierte Heft bildet darüber hinaus einen Markstein für eine künftige Beschäftigung mit der Historiographie der Westschweiz im 19. und 20. Jahrhundert sowie eine Referenz für die Prosopographie von Forscherpersönlichkeiten und deren soziokulturelles Umfeld.

ERNST TREMP

La visite des églises du diocèse de Lausanne en 1453, éditée par Ansgar Wildermann en collaboration avec Véronique PASCHE, Lausanne 1993, 2 vols. (= Mémoires et documents publiés par la Société d'histoire de la Suisse romande, 3e série, t. XIX, XX), 179 und 658 S., 12 Karten, 22 Abbildungen.

Es gehörte seit jeher zum Amtsverständnis eines Bischofs, daß er für die Gläubigen in seinem Bistum Verantwortung trägt. Um die Heilsvermittlung durch Verkündigung und Sakramentenspendung zu gewährleisten, hatte er einerseits die mit der Seelsorge betrauten Priester zu beaufsichtigen, ihren Wissensstand, ihre Amts- und Lebensführung zu prüfen. Andererseits mußte er auch darüber wachen, daß das materielle Substrat der örtlichen Kirchen ausreichte, daß ihr baulicher Zustand in Ordnung und sie mit den nötigen liturgischen Geräten versehen waren. Was die Priester betraf, konnte der Bischof sie in der Bischofsstadt um sich versammeln, wie es im Prinzip alljährlich zur

Fastensynode geschah, und dabei prüfend und unterweisend wirken. In welchem Zustand die einzelnen Kirchen seines Bistums und vor allem in welcher geistlichen Verfassung die Gläubigen selber waren, konnte er hingegen nur durch eine Inspektion an Ort und Stelle, durch die sogenannte kanonische oder Pastoralvisitation, erfahren.

In größeren oder kleineren zeitlichen Abständen wurden solche Visitationsreisen durch das Bistum unternommen. Für das Bistum Genf, das unter den Schweizer Bistümern diesbezüglich am besten dokumentiert ist, sind vom frühen 13. Jahrhundert bis zur Reformation 16 Pastoralvisitationen bezeugt. Je länger je weniger führte der Bischof diese zeitraubenden und anstrengenden Reisen von Pfarrei zu Pfarrei, kreuz und quer durch sein Bistum, in eigener Person durch; sein hochadeliger Lebensstil sowie seine auch weltlichen Verpflichtungen als Landesherr und Reichsfürst ließen dies kaum zu. Deshalb nahmen an seiner Stelle delegierte Visitatoren die Aufgabe wahr. Die Verantwortung lag aber stets beim Ortsbischof, von ihm ging die Initiative und das den Visitatoren erteilte Mandat aus. Auf ihrer Reise erstellten diese ein Protokoll des vorgefundenen Zustands, das nachher im bischöflichen Archiv aufbewahrt wurde. Es diente der Kurie als Nachschlagewerk für Auskünfte oder bei Rechtsstreitigkeiten, wohl auch als Instrument der Kontrolle über die bei der Visitation verlangten Verbesserungen.

Für das Bistum Lausanne, wozu auch die deutschsprachigen Gebiete links der Aare vom Berner Oberland bis Solothurn, eingeschlossen also das gesamte freiburgische Kantonsgebiet, gehörten, wissen wir von acht Visitationen, die zwischen 1328 und 1523 stattfanden. Erhalten geblieben sind aber nur zwei Protokolle, diejenigen der Visitationen von 1416/17 und 1453. 1416/17 unternahm im Auftrag von Bischof Wilhelm von Challant (1406–1431) der kalabrische Bischof Johannes von Squilace zusammen mit wechselnden Begleitern eine Pastoralvisitation der Diözese. Sein Mandat umfaßte die Prüfung der Gläubigen, der Seelsorger und des materiellen Zustandes der Kirchen («visitatio personarum et rerum»). Die Visitation von 1453 wurde von Bischof Georg von Saluzzo (1440–1461), einer der interessantesten Gestalten unter den Lausanner Bischöfen des Spätmittelalters, angeordnet. Saluzzo nahm an der Kirchenreform seiner Zeit aktiv teil, war Anhänger der konziliaren Bewegung, des Basler Konzils und des Konzilspapstes Felix V., fand jedoch am Ende des Schismas den Ausgleich mit Rom. 1447 erließ er Synodalstatuten für seinen Klerus. Im gleichen Jahr ordnete er, gestützt auf eine Erlaubnis des Konzils von 1443, eine erste Bistumsvisitation an, deren Protokoll aber nicht erhalten ist. Mit der Visitation von 1453 betraute er seinen Weihbischof François de Fuste und den Augustinerabt Henri de Albertis. Im Unterschied zur Visitation von 1416/17 war nun der geistliche Zustand der Pfarreien, die Sakramentenspendung etwa oder das Vorhandensein von Exkommunizierten, von der Prüfung ausgeklammert. Umso gründlicher konnte man sich dafür den rechtlichen und materiellen Verhältnissen widmen.

Die Visitationsreise der beiden Prälaten mit ihrem Gefolge begann am 26. Mai 1453 und führte zuerst in die freiburgische Pfarrei Promasens. In einer Parforce-Leistung von sechs Monaten Dauer (bis zum 1. Dezember 1453, mit einem Nachtrag am 20. Mai 1454) wurden in zwölf Etappen über vierhundert

Pfarr- und Filialkirchen des Bistums unter die Lupe genommen. Bei kleineren Kirchen waren es mehrere am selben Tag, in größeren Orten verweilten die Visitatoren länger. So zogen sie am 1. September, einem Samstag, in feierlicher Prozession in die Stadt Freiburg ein, nachdem sie gleichentags schon die Kirchen von Plaffeien und Plasselb visitiert hatten. Der Sonntag war, nach einem Pontifikalamt in St. Niklaus, Ruhetag. Am Montag begaben sie sich von Freiburg aus nach Belfaux und Givisiez. Den Dienstag widmeten sie der großen Stadtkirche, die sie samt ihren zahlreichen Altären einer gründlichen Prüfung unterzogen, bevor sie dann am Mittwoch nach Düdingen weiterzogen.

Der protokollarische Ertrag der Visitationsreise liegt als Reinschrift in einem großformatigen Kodex von 326 Blättern vor, der bei der Eroberung der Waadt 1536 aus Lausanne weggeschafft wurde und sich heute in der Burgerbibliothek Bern (MS. Hist. Helv. 115) befindet. Seitenlang stehen darin die Beschreibungen der einzelnen visitierten Kirchen, Kapellen und Altäre. In ungefähr gleichbleibender Reihenfolge halten die Visitatoren beziehungsweise deren Schreiber die Rechtsverhältnisse fest, die Höhe der Einkünfte, Anzahl der Feuerstätten, den Namen des Pfarrers und gegebenenfalls des Vikars, der bei Nichtresidenz des Pfarrers an seiner Stelle fungierte. Dann notieren sie ihre Beobachtungen zum Kirchengebäude, zum Friedhof, zur Innenausstattung und zum liturgischen Mobiliar; ihr Augenmerk legen sie dabei vor allem auf den oder die Altäre mit den zugehörigen Paramenten, Geräten und Einkünften.

Der Leser hat fast den Eindruck, beim prüfenden Rundgang durch eine Kirche selber dabei zu sein und den Visitatoren über die Schultern zu schauen. Was diese für in Ordnung befanden, schrieben sie allerdings nicht auf; nur die Mängel und zu verbessernden Dinge werden im Protokoll aufgeführt. Sein Aussehen über weite Strecken als «Mängelliste» kann deshalb leicht den irrigen Eindruck erwecken, die Kirchen von damals und folglich die spätmittelalterliche Kirche als Ganzes seien in einem verlotterten Zustand gewesen. Wo die Visitatoren Verbesserungen anordneten, räumten sie dafür jeweils eine angemessene Frist ein. Darüber, ob solche Fristen eingehalten wurden, ob dies vom Bischof oder von seiner Kurie je geprüft wurde und ob die Anordnungen überhaupt ausgeführt wurden, gibt das Protokoll keine Auskunft.

Trotz der verschiedenen Einschränkungen stellt der Visitationsbericht des Bistums Lausanne von 1453 dank seiner Gründlichkeit, Genauigkeit und nahezu flächendeckenden Vollständigkeit zweifellos einen wichtigen Text dar, um den Zustand der spätmittelalterlichen Kirche am Vorabend der Reformation zu erhellen. In der Weise, wie das Protokoll aus der Sicht der Hierarchie die niederkirchlichen Realitäten wahrnimmt, ist es gewissermaßen ein Blick der Kirche auf die Kirche, ein systemimmanenter, im Grundsätzlichen unkritischer Blick. Ihm kann aber der Historiker über die unzähligen Einzelbeobachtungen hinaus, die auch für den Kunst- und Architekturhistoriker relevant sind, einige wesentliche Eigenschaften der damaligen Frömmigkeit entnehmen. So fällt immer wieder das Bemühen der Visitatoren auf, die Sakralität des Kirchenbezirks mit Friedhof und insbesondere des Kirchenraums zu erhöhen. Sie achteten auf Sauberkeit und ordneten oftmals das Weißeln der rußgeschwärzten Innenwände an. Wichtig war für sie die geordnete Durchführung der Meßfeier und Sakramentenspendung. Im Zentrum stand die Sorge um die würdige Aufbe-

wahrung und Verehrung des Altarsakraments, das mit Tabernakel und Ewig-Licht-Lämpchen einen privilegierten Platz im Chorraum erhalten sollte. Als Grundtendenz ist darin eine Verstärkung des Eucharistiekultes zu erkennen, wie er für die Kirche des Spätmittelalters bezeichnend ist. Diese von oben gelenkte Sakramentsfrömmigkeit ging dort, wo nicht die Reformation ihr ein abruptes Ende setzte, sozusagen nahtlos in die kirchliche und Volksfrömmigkeit des Barock über.

Angesichts der kapitalen Bedeutung des Protokolls von 1453 für die Kirchen- und Frömmigkeitsgeschichte unseres Gebiets im 15. Jahrhundert erstaunt es, daß davon nicht schon lange eine Ausgabe gemacht worden ist. Teildrucke des Textes für einzelne Abschnitte der Visitation gab es zwar, doch kamen die Forscher nicht darum herum, das Original in Bern zu konsultieren. Als der Freiburger Historiker Abbé François Ducrest im Jahr 1921 in den «Mémoires et documents» der Société d'histoire de la Suisse romande das Protokoll von 1416/17 veröffentlichte, kündigten die Herausgeber die baldige Edition des zweiten Protokolls von 1453 an. Sie haben ihr Versprechen nach nunmehr 72 Jahren eingelöst. Daß dieses Desiderat erfüllt wurde, ist einem auch mit Freiburg verbundenen Historiker zu danken, Ansgar Wildermann, der heute in Lausanne wirkt. Er hat die große Arbeit in Angriff genommen und mit Unterstützung des Seminars für mittelalterliche Geschichte der Universität Lausanne zu einem guten Ende gebracht. Die integrale Transkription des Protokolls umfaßt mit 451 Nummern auf 655 Seiten den zweiten Band der Veröffentlichung. Der erste Band enthält eine ausführliche Einleitung, ein beschreibendes, illustriertes Glossar der Gebäudeteile und liturgischen Gegenstände sowie ein Register der Orts- und Personennamen. Die Edition entbehrt hingegen eines historischen Kommentars zu den einzelnen Kirchen, Kapellen, Altären und Personen. Der Benützer wird dies als Nachteil empfinden, es wird ihm den Zugang zum Text erheblich erschweren. Für die Forschung liegt darin aber eine Einladung, ja geradezu eine Aufforderung, sich mit dieser grundlegenden Quelle des westschweizerischen und freiburgischen Spätmittelalters intensiver auseinanderzusetzen. Die Edition von Wildermann bietet dafür nun ein vorzügliches Arbeitsinstrument.

ERNST TREMP

Peter JÄGGI, *Untersuchungen zum Klerus und religiösen Leben in Estavayer, Murten und Romont im Spätmittelalter (ca. 1300–ca. 1530)*, Einsiedeln: Selbstverlag Kloster Einsiedeln, 1994, 545 S., 94 Tabellen, 15 Graphiken, 1 Karte.

Einige Westschweizer Städte besitzen große und reich ausgestattete Pfarrkirchen aus dem Spätmittelalter. Der Besucher wundert sich über die mit Schnitzwerk kunstvoll verzierten spätgotischen Chorgestühle im Inneren dieser Kirchen. Sie bieten einer zahlreichen Priesterschaft Platz, obwohl am Ort weder ein

Kloster noch ein kanonisch errichtetes Kollegiatstift mit einer Stiftsgeistlichkeit bestanden hat. Sollen solche großdimensionierten, kostspieligen Stallen einzig aus Gründen des Prestiges oder zum Zweck der Repräsentation errichtet worden sein? Dem Wetteifer und der Rivalität unter Nachbarstädten wird man es gewiß zum Teil zuzuschreiben haben, daß in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts in der Westschweiz ein regelrechtes «Stallenfieber» ausbrach und jede Stadt ein noch prächtigeres Chorgestühl besitzen wollte als ihre Nachbarin, doch wird dafür auch ein praktischer Bedarf vorhanden gewesen sein: Es gab an diesen Pfarrkirchen offenbar eine mehr oder weniger zahlreiche Geistlichkeit, die in ähnlicher Form wie an Stiftskirchen sich zum feierlichen Gottesdienst und Chorgebet zusammenfand.

Nur vage Vorstellungen besaßen wir bisher von solchen quasi-kollegialen Priestergemeinschaften in Städten der Westschweiz. Mit der soeben erschienenen Arbeit von Peter Jäggi, einer Dissertation der Philosophischen Fakultät der Universität Freiburg, haben nun diejenigen drei Städte unter ihnen, die heute freiburgisch sind, nämlich Estavayer, Murten und Romont, eine gründliche Untersuchung erhalten. Ihren zeitlichen Rahmen bildet einerseits das Einsetzen einer dichteren Quellenüberlieferung um 1300, andererseits die allenthalben sichtbare Zäsur im frühen 16. Jahrhundert (um 1530), als die Reformation Einzug hielt (Murten) und die savoyische Waadt von Bern und Freiburg erobert wurde (Estavayer und Romont).

Die mit großem Fleiß und Akribie geleistete Arbeit ist im wahren Sinn des Wortes eine Archivarbeit. Die einschlägigen Quellen in den Archiven der drei Städte sowie von Freiburg, Lausanne, Turin und Moudon wurden durchforstet, viel Material ist zusammengetragen und ausgewertet worden. Als besonders ergiebig für die wirtschaftlichen Belange erwies sich die heute im Staatsarchiv Freiburg aufbewahrte Serie der Murtener Notariatsregister (1391–1535). En passant sei notiert, daß im Abkürzungsverzeichnis (S. 513) die Abkürzung ADE = Archives du monastère des soeurs dominicaines d'Estavayer nachzutragen ist. Im zweiten Teil der Arbeit («Grundlagen», S. 251ff.) hat Jäggi die Quellen in Listen, Tabellen und Übersichten aufbereitet, so daß sie über seine eigene Untersuchung hinaus auch für künftige Forschungen als wertvolle Ausgangsbasis dienen. Neben Listen des Klerus, von Predigern, Rechnungen, Altar- und Meßstiftungen, Testamenten (aus Murten) und neben drei integral wiedergegebenen kapitalen Quellentexten bilden über 500 sogenannte Biogramme das Hauptstück dieses Teils. Nach einheitlichem Schema und in alphabetischer Reihenfolge der Personen werden darin in knapper Form die personengeschichtlichen Daten zur Geistlichkeit in den drei Städten geboten: 187 Kleriker-Kurzbiographien zu Estavayer, 110 zu Murten und 221 zu Romont. Allein diese Zahlen vergegenwärtigen die Weite des Untersuchungsgegenstandes. Hundertschaften von Geistlichen des westschweizerisch-savoyischen Spätmittelalters, die in der einen oder anderen Weise mit den Pfarrkirchen und Priesterschaften von Estavayer, Murten und Romont verbunden waren, passieren hier Revue – eine Fundgrube für jeden, der sich künftig mit spätmittelalterlicher Kirche und Gesellschaft in unserer Gegend beschäftigt!

Der Arbeit von Jäggi würde man freilich nicht gerecht werden, wenn man sein Augenmerk allzusehr auf diesen zweiten Teil richtete. In seinem darstel-

lenden ersten Teil entwirft der Autor ein facettenreiches, geradezu radiographisch präzises Bild der Geistlichkeit in den drei Städten. Zunächst kommen die individuellen Aspekte zur Sprache. Der Klerus setzte sich aus den Pfarrern, Vikaren und Kaplänen (oder Altaristen) zusammen. Die Pfarrer spielten im geistlichen Leben der Städte eine beschränkte Rolle. Sie residierten nur selten am Ort, da die Kollaturen der Pfarrpfründen in den Händen auswärtiger Herren waren (Herrschaft Savoyen, Bischof von Lausanne) und ihre Einkünfte zur Ausstattung der Klientel oder des höfischen Personals dienten. An Stelle der Pfarrer nahmen von ihnen verpflichtete Vikare als eigentliche Leutpriester die Aufgaben der Seelsorge wahr. Trotz ihrer zentralen Funktion innerhalb der städtischen Kirche sind die Vikare in den Quellen nur schwer erfaßbar. Am besten dokumentiert ist hingegen die Gruppe der Kapläne, die nicht selten zugleich als Pfarrer in den umliegenden Dörfern fungierten. Das für die spätmittelalterliche Kirche typische Phänomen der Kumulanten und Pfründenjäger darf nicht darüber hinwegtäuschen, daß manche Kleriker von kümmerlichen Einkünften lebten und auf Nebenbeschäftigungen angewiesen waren. So begegnen Geistliche als Schreiber und Sekretäre, Betreuer des städtischen Uhrwerks, Schulmeister und Weinhändler. Die materielle Lage des niederen Klerus war umso prekärer, als Priester oft auch für Frau und Kinder zu sorgen hatten. Die Nichteinhaltung des von der Kirche verlangten Zölibats war gang und gäbe, von der spätmittelalterlichen Gesellschaft wurde sie offenbar weitgehend toleriert. «Je reichlicher die Quellen fließen, desto mehr illegitime Kinder von Priestern kann man finden» (S. 29). Die vom Autor mit dem Begriff «Moralität» bezeichneten Abschnitte über den Lebenswandel der Priester sind allen zur Lektüre empfohlen, die in der heutigen Diskussion über die Zölibatspflicht in der Kirche von einem monolithischen, idealisierenden Bild der Zustände in früheren Zeiten ausgehen.

Im Mittelpunkt des gemeinschaftlichen Lebens der Priesterschaften stand die Liturgie in der Stadtkirche mit Messelesen und Chorgebet. Die Initiative für die feierliche Gestaltung des Gottesdienstes und für eine geordnete Durchführung des gemeinsamen Chorgesangs ging von der Bürgerschaft aus. Die Laien wendeten viel Geld für ihr Seelenheil auf, stifteten Jahrzeitmessen und verpflichteten den Klerus zur Pflege des Totengedächtnisses. Die Vervielfachung des Kultes und der investierten materiellen Mittel führte zwangsläufig zu einem verstärkten Bemühen der Bürger, die Gegenleistungen des von ihnen finanzierten Klerus zu kontrollieren. Dazu kam, über den Totenkult hinaus, ein wachsender Eifer der Gläubigen für liturgische Frömmigkeit. Ein wichtiges, zugleich einzigartiges Zeugnis für das Bemühen der Laien um eine feierliche, stiftsähnliche Liturgie bildet der Vertrag über die Gottesdienstordnung in Estavayer von 1432 (ediert S. 507–510); zusätzlich zum ordentlichen, gesungenen Stundengebet wurde darin das Marienoffizium nach dem Vorbild der Kathedrale von Lausanne eingeführt. Als geistiger Urheber und treibende Kraft hinter der städtischen Bürgerschaft darf der Bastard Humbert von Savoyen vermutet werden, welcher der Stadt Estavayer für einige Zeit den Glanz einer fürstlichen Residenzstadt verlieh. Mit dem Neubau der Pfarrkirche und dem Erwerb des prächtigen Chorgestühls schufen die Bürger später einen würdigen Rahmen für ihre «liturgische Stiftsgründung» von 1432 (S. 140).

Die zahlreicher werdende Geistlichkeit an den Stadtkirchen – der Murtener Klerus umfaßte zwischen fünf und acht, derjenige von Estavayer zwischen acht und 18, derjenige von Romont bis gegen zwei Dutzend Geistliche – mußte in festere Organisationsformen eingebunden werden. Dieser Prozeß der institutionellen Festigung dauerte von der Mitte des 14. bis zum Beginn des 16. Jahrhunderts. Ämter wurden geschaffen und ein korporatives Vermögen gebildet, im Bemühen um einen wohlgeordneten und würdigen Gottesdienst wurden auch Statuten unentbehrlich. Diesbezüglich am weitesten gedieh die Entwicklung an der «Collégiale» von Romont, der Kirche mit der größten Anzahl von Geistlichen; hier sind Statuten aus dem Jahr 1513 überliefert. Die von Jäggi eingehend behandelten und edierten Satzungen (S. 126–129, 503–506) ergeben das Bild einer bereits straff organisierten Gemeinschaft. So erstaunlich ist diese Feststellung allerdings nicht, denn – im Unterschied zur Annahme des Autors – schließe ich aus der Textinterpretation, daß es in Romont schon vorher Statuten gegeben haben muß, die 1513 nur durch modifizierte und erweiterte Anordnungen ersetzt wurden. Die Vermutung einer mehrschichtigen Entstehung wird geweckt durch den ungeordneten Eindruck der 39 Artikel mit ihren oft mehrfach behandelten Themen. Bestärkt wird der Verdacht durch den Vergleich von Art. 6 und 36, die beide die Frage regeln, wer beim Hochamt zum Dienst des Diakons und Subdiakons verpflichtet werden konnte. Während nach Art. 6 auf Geheiß des Coadiutors jeder Priester diese Ämter zu übernehmen hatte, bei 12 d. Buße, schränkt Art. 36, gewiß als Folge einer späteren Entwicklung, die Pflicht zum Assistieren des Zelebranten auf die beiden amtsjüngsten Mitglieder der ein – nun bei einer verschärften Bußandrohung von 5 s.

In allen drei Städten wurde die Organisationsform des Klerus mit geregelten Pfründeneinkünften, großem, gemeinschaftsbildendem Chorgestühl in stiftsähnlichen Kirchen und mit Statuten recht weit entwickelt, nirgends gelang allerdings der Schritt von der «de facto»-Klerikergemeinschaft zum kanonisch errichteten Kollegiatstift nach dem Vorbild der Städte Bern (1484) und Freiburg (1512). Waren dafür politische oder wirtschaftliche Gründe maßgebend? Oder fehlte es bei den Bürgern überhaupt am Willen, die Rangerhöhung ihrer Stadtkirche anzustreben; genügte es ihnen, daß ihre Priesterschaft einen geordneten und feierlichen, für Auge und Ohr erbaulichen Gottesdienst gewährleistete? Antworten auf diese Fragen kann auch Jäggi nicht geben, die tiefsten Beweggründe der damaligen Menschen bleiben uns Historikern verborgen.

Sozusagen als dritten und letzten Flügel seines geistlichen Triptychons stellt der Autor das religiöse Leben in den drei untersuchten Städten dar. Dabei sucht er den bisher bestimmenden klerikalen Gesichtskreis zu durchbrechen und aufgrund seiner Quellen ein Gesamtbild des von Priestern und Laien gemeinsam getragenen religiösen Lebens zu malen. Man erfährt interessante Einzelheiten über Wallfahrten und Prozessionen, geistliche Spiele, Passionsfrömmigkeit, das Ablaßwesen, die geistlichen Stiftungen, das Predigtwesen und den Bücherbesitz der Kirchen. Die Beschaffenheit der Quellen, die der Studie zugrunde liegen, erlaubt freilich nur in beschränkter Weise eine Ausweitung des Blickes auf die Welt der Laien; so sind aus – durchaus verständlichen – arbeitsökonomischen Gründen etwa die Jahrzeitstiftungen (Jahrzeitenbuch von Murten) ausgeklammert worden. In dieser Hinsicht kündigt der Autor in der Ein-

leitung ergänzende Studien für die Zukunft an. Unterdessen liegt dieses schöne Buch vor, von dem man ohne Übertreibung sagen darf, daß es einen gewichtigen Beitrag nicht nur zur Erforschung der Stadtgeschichte von Estavayer, Murten und Romont, sondern darüber hinaus auch des geistlichen Spätmittelalters von Freiburg und der Westschweiz darstellt.

ERNST TREMP

Sensler Sagen, gesammelt von P. Nikolaus BONGARD (1896–1955), hg., kommentiert und mit einem Vorwort versehen von Moritz Boschung, Freiburg, Schweiz: Paulusverlag, 1992 (= Freiburger Bibliothek, Bd. 8), 351 S., 1 Abb.

Der achte Band in der Reihe der «Freiburger Bibliothek» ist dem volkskundlichen Werk eines Geistlichen gewidmet, der bisher zu den Ungewürdigten im Lande gehört hat; die Rede ist von Pater Nikolaus Bongard (1896–1955). Moritz Boschung legt mit den «Sensler Sagen» erstmals eine Gesamtausgabe aller von Bongard gesammelten Volkserzählungen vor und würdigt das Werk eines stillen Schaffers und nebenberuflichen Sagensammlers, wie es sie in der Schweiz vor allem unter den Lehrern und Geistlichen gab. Im Gegensatz zu den meisten anderen gerieten die Verdienste und Erzählungen des Franziskaners bei der Bevölkerung und den Kulturinteressierten derart in Vergessenheit, daß der Name Bongard nicht einmal in Bertschys umfassender Biographiensammlung «237 Biografien zum kulturellen Leben Deutschfreiburgs 1800–1970» (Freiburg 1970) zu finden ist.

Der Herausgeber der «Sensler Sagen» geht in seinem lesenswerten zwölfseitigen Vorwort unter anderem auch kurz auf den Lebensweg des Paters ein, der am 16. Januar 1896 in Giffers geboren und auf den Namen Erich getauft wurde. Der Geburtsort ist nicht uninteressant, weil auch der andere bekannte Sensler Sagensammler – German Kolly – in Giffers aufwuchs und gemeinsam mit dem zwei Jahre älteren Bongard die Dorfschule durchlief. Die beiden Volkskundler waren bis zum frühen Tode Bongards eng befreundet. Nach dem Besuch des Kollegiums St. Michael trat der 21jährige Bongard bei den Franziskanern ins Noviziat ein. Auf die Priesterweihe (1923) folgten die Wanderjahre durch die deutsche Ordensprovinz. Zurück in Freiburg (1933), übte Pater Nikolaus das Amt des Klosterbibliothekars aus. Hier, inspiriert durch den täglichen Umgang mit Büchern, die ihm zum Teil auch als Quellen für seine Erzählungen von den franziskanischen Heiligen dienten, intensivierte Bongard seine schriftstellerische Nebentätigkeit, die er bis zu seinem Tod im Jahre 1955 pflegte.

Bongard erfreute die Leser katholischer Familien- und Jugendzeitschriften und Kalender mit belehrenden Legenden, Kalendergeschichten, Jugenderinnerungen, *Volkssagen* und Lebensbeschreibungen franziskanischer Heiliger. Seine Beiträge wurden nicht nur in den Kalendern und Monatszeitschriften seiner eigenen Kongregation veröffentlicht, sondern sie fanden auch Aufnahme in die Publikationen der Salvatorianer. Abgesehen von der Veröffentlichung einer

kleinen Sammlung von Lebensgeschichten franziskanischer Heiliger trat Bongard nie selbst als Herausgeber in Erscheinung. Dies mag mit ein Grund sein, warum er und sein schriftstellerisches Schaffen in Vergessenheit gerieten.

Erst 1990, bei den Vorarbeiten zu einer Lizentiatsarbeit über die Sensler Sagen und Märchen, wurden die Verdienste des Sagensammlers Bongard wiederentdeckt. Bei der Quellensuche zu German Kollys Sammlung «Sagen und Märchen aus dem Senseland» (Freiburg 1965), in welcher Kolly auch zehn Erzählungen seines Jugendfreundes Bongard aufnahm, stieß der betreffende Lizentiant im Franziskanerkloster Freiburg auf den schriftlichen Nachlaß von Pater Nikolaus. Im Archiv befand sich neben anderen Manuskripten auch ein Heft (Format 18x22 cm) mit der Aufschrift: «Freiburger Volkssagen. II. Theil. Gesammelt v. P. Nikolaus Bongard OM Conv». Das Heft birgt 114 durchnumerierte, in deutscher Kurrentschrift niedergeschriebene Sagen. Viele Erzählungen sind datiert und mit dem Namen der Gewährsperson versehen. Auch der Gebrauch von anderen, zumeist schriftlichen Quellen wurde von Bongard gewissenhaft vermerkt. Weitere Anmerkungen betreffen Erläuterungen zu Sagen oder Erzählvarianten.

Der ausgewiesene Lokalhistoriker Moritz Boschung nahm sich dieses Sagennachlasses mit dem Ziel an, «keine kritische Edition der Sagen vorzunehmen, sondern die Sagen einem größeren Publikum, aber auch der weiteren Forschung zugänglich zu machen» (S. 22). Der Herausgeber hat sich zur Aufgabe gemacht, dem interessierten Leser nicht nur die im Heft verzeichneten Erzählungen zu präsentieren, sondern auch jene Sagen zusammenzutragen, die unter dem Namen Bongard oder seines Pseudonyms «Gerinus» (der Mann von der Ärgera) in den «Freiburger Nachrichten», dem «Freiburger und Walliser Volkskalender», in den «Beiträgen zur Heimatkunde» und besonders in den klerikalen Zeitschriften und Kalendern veröffentlicht worden sind und von denen keine handschriftliche Fassung mehr vorliegt. Denn der Vermerk «II. Theil» im Titel des aufgefundenen Sagenmanuskriptes ließ den Schluß zu, daß Bongard in einem ersten – bisher nicht aufgefundenen – Heft weitere Volksüberlieferungen niedergeschrieben und davon einige in den obengenannten Publikationen veröffentlicht hat. Diese Fleißarbeit von Boschung brachte tatsächlich weitere Sagen zutage.

Kommen wir zur Sagensammlung selber. Die Ausgabe umfaßt 157 Nummern. Eine Nummer entspricht in den meisten Fällen einer Volkserzählung, wobei in einigen Fällen unter einer Zahl bis zu drei Sagen aufgeführt werden. Die kürzesten Erzählungen nehmen nur sieben oder acht Zeilen ein; die längsten umfassen drei bis vier Seiten. Neben der Länge ist auch der Erzählstil und der Umgang mit den Stoffen und Motiven recht verschieden. Besonders die publizierten Erzählungen lassen einen Hang zum Ausmalen und Verschnörkeln von Sagengeschichten erkennen. Sätze wie: «die Riggisalp ist geziert mit dem runengewirkten Mantel der Volkssage» (S. 219) oder: «nein, es war kein Traum – süße, beglückende Wirklichkeit» (S. 221) sind keine Seltenheit. Außerdem verarbeitete Bongard die Erzählungen zu «runden» Geschichten mit Anfang, Mittelteil und Schluß. Neben den ästhetisch-poetischen Modifikationen läßt der Pater – besonders in den gedruckten Erzählungen – auch moralische Wertungen einfließen. Um diese «moralischen Belehrungen» (S. 22) nicht in die Edition

aufnehmen zu müssen, entschied sich der Herausgeber, wenn immer möglich, die im Manuskript verzeichnete, nicht moralisch gefärbte Fassung, trotz ihrer sprachlichen, grammatischen und anderen Unzulänglichkeiten, in die Sammlung aufzunehmen. Dieses Vorgehen ist legitim, denn man darf davon ausgehen, daß die im Manuskript niedergeschriebene Fassung authentischer ist als die publizierte. Schließlich interessiert sich der Sagenliebhaber für den Inhalt der volkstümlichen Überlieferung und nicht für das moralische Gewand.

Der Herausgeber hat das umfangreiche Material nach thematischen Gesichtspunkten in vierzehn Gruppen geordnet, deren Überschriften den Reichtum der mündlichen Erzähltradition (wobei das Wechselspiel zwischen schriftlicher Fixierung und mündlicher Tradierung nicht ausgeschlossen wird) im Senseland dokumentieren:

Ruhelose Seelen; Geister in Menschen- und Tiergestalt; Von Gespenstern, Ungeheuern, Polter- und Spukgeistern; Seuchen und Pest; Pfarrer Husli; Gerächtes Unrecht, erhörte Bitten; Unheimliche Tiere; Vorankündigung des Todes, Totenprozessionen; Soldatenschicksale; Der Nachtjäger oder Hutätä; Vom Teufel und der Begegnung mit Satan; Zwerge, Kobolde, Bergmännlein und Wichtelchen; Von Hexen und Verhextem; Von Mördern, Unterdrückern und Unheilsstätten; Merkwürdige Ereignisse, seltsame Begebenheiten.

Ähnlich wie bei Kolly nehmen die Zwergensagen mit 24 Nummern einen breiten Raum ein. Einen weiteren Schwerpunkt setzen die Erzählungen von den unheimlichen Tieren und den ruhelosen Seelen. Im letzten Erzählkreis sind besonders die Erklärungs- und Ursprungssagen stark vertreten.

Im Zusammenhang mit der thematischen Gliederung wäre es für den Leser ganz nützlich gewesen, wenn er vom Herausgeber erfahren hätte, nach welchen thematischen «Gesichtspunkten» (S. 23) er die Gruppenzuordnung vorgenommen hat. Nicht bei jeder Sage ist das für die Zuordnung entscheidende Kriterium ersichtlich.

Hervorzuheben ist der Anhang, der nicht nur aus einem Verzeichnis der Abkürzungen besteht, sondern auf 38 Seiten Anmerkungen zu den einzelnen Sagen anbietet und auch ein Ortsregister enthält. Im Teil «Anmerkungen zu den einzelnen Sagen» erfährt der Leser den Namen der Gewährsperson oder er erhält die Quellenangabe, sofern Bongard sie im Manuskript verzeichnete. Immerhin können rund 80 Nummern auf 54 Gewährspersonen zurückgeführt werden, und bei einem Dutzend Erzählungen gibt Bongard die schriftlichen Quellen an. Dank der überlieferten Erhebungsdaten bei 71 Nummern lassen sich zwei Aufnahmeperioden nachweisen: Die erste umfaßt die Jahre zwischen 1929 und 1939, die zweite beginnt 1945 und endet 1949. Außerdem hat der Herausgeber die Anmerkungen und Kommentare, die Pater Bongard zu einzelnen Sagen in das Manuskript einfügte, in diesem Teil aufgenommen. Im weiteren führt Boschung die Sagennummer im Manuskript und die bibliographischen Angaben für die publizierten Erzählungen an. In einigen Fällen leistet er durch Kommentare auch Hilfestellung. Nur schade, daß der Anhang nicht konsequent bearbeitet wurde. So sind z. B. Informanten, die im Sagentext genannt werden, hinten nicht mehr angeführt (z. B. Nummer 91 d: «Schmutzes Kathri (gest. 1934) von St. Silvester»). Angesichts des inhaltlichen Facettenreichtums wäre für den Benützer noch ein Motiv- oder zumindest ein Schlag-

wortregister hilfreich gewesen, um so mehr als der Herausgeber die Sagen auch der Forschung zugänglich machen will.

Auch wenn die wissenschaftlichen Benützer kleine Defizite an der Edition entdecken, das Urteil bleibt bestehen: Pater Bongard hat in Moritz Boschung einen zuverlässigen Sachwalter seines volkskundlichen Nachlasses gefunden. Moritz Boschung legt mit den von Bongard gesammelten Sensler Sagen eine an Motiven und Erzählungen außergewöhnlich reiche Regionalsammlung des Voralpengebietes vor. Die Sammlung wird von nun an den gleichen Rang beanspruchen dürfen wie jene von Kolly.

WALTER AERNE

Patrice BORCARD, *Joseph Bovet 1879-1951. Itinéraire d'un abbé chantant*, Fribourg: Editions La Sarine, 1993, 255 S.

Eine «Biographie» in sechs großen Abschnitten, die ihrerseits wiederum in jeweils zwei bis drei Kapitel unterteilt sind; ein Prolog und ein Epilog bilden den Rahmen dazu. Das einführende Vorwort wurde vom Freiburger Komponisten Norbert Moret verfaßt, eine umfassende, auf Joseph Bovet und seine Zeit bezogene Bibliographie, sowie ein Bildnachweis und ein Namenregister schließen die Publikation ab. Sehr viele zum Teil ganzseitige Abbildungen und Photographien dokumentieren die Beschreibungen und lockern das Ganze auf. Auffallend auch die Randspalten, in denen die Bildbeschreibungen zu finden sind sowie Zitate, Kommentare und kurze Berichte, die die Aussagen im Text ergänzen und belegen.

Das Vorwort aus der Feder von Norbert Moret ist in der Form eines persönlichen Briefes an Abbé Bovet gestaltet. Er beinhaltet eine kurze Beschreibung der wichtigsten Momente aus dem Leben des Sängervaters. Hervorgehoben wird darin vor allem der Pädagoge, der Former eines künstlerischen Geschmacks, der auch den musikalischen Horizont in Freiburg durch zahlreiche Aufführungen verschiedener «moderner» Werke für die zeitgenössische Musik zu öffnen suchte, was manchmal für Freiburg geradezu ein Wagnis darstellte. Vor allem aber ist der Brief eine Art perönlicher Dank an einen älteren Kollegen (er war nicht sein Lehrer), der ihm wichtigen Rat auf den Lebensweg als Musiker und Komponist mitgegeben hat.

Das Buch scheint auf den ersten Blick fast überflüssig («schon wieder Bovet!»), bestätigt aber einen in letzter Zeit anhaltenden Trend zur Erinnerung an Joseph Bovet. Nach dem Erscheinen seines Werkkatalogs (1985) wurden vermehrt seine Kompositionen in das bereits bestehende, aber kleine Repertoire der hiesigen Chöre aufgenommen, neue Aufnahmen von weniger bekannten Stücken sind auf Platte erschienen, und am Radio waren wieder über längere Zeit Lieder von ihm zu hören. In all diesen Erinnerungen ist die Publikation von Patrice Borcard durchaus notwendig: Zum einen wird hier erstmals alles, was um und über den Abbé geschrieben wurde, zusammengefaßt, dokumentiert

und in einen historischen Zusammenhang gestellt, zum andern wird damit gleichzeitig eine Lücke in der Kulturgeschichte Freiburgs der ersten fünfzig Jahre unseres Jahrhunderts ausgefüllt.

Der Titel läßt auf eine herkömmliche Biographie schließen, doch schon die Anlage und die Zwischentitel zeigen auf den interessanten Ansatz des Autors. Er möchte nicht einfach das Leben Bovets chronologisch abschreiten, noch weniger ihn oder sein Werk beurteilen, sondern dessen bewegtes Leben objektiv darstellen, mit seiner ganzen Komplexität, eingebunden in die damalige Gesellschaft beziehungsweise in die Institutionen von Staat und Kirche, sowie die damit verbundenen Hintergründe und Zusammenhänge des damaligen kulturellen Lebens erhellen. Er beginnt denn auch mit dem, was von Joseph Bovet geblieben ist, dem Bild, dem Mythos, den die Nachwelt aufrechterhält.

Im Prolog wird das offizielle, pompöse «Staatsbegräbnis» des Freiburger Sängervaters beschrieben, ein Begräbnis, das nicht nur dem Bekanntheitsgrad Bovets entsprach und ihn vollends zum Mythos erhob, sondern auch das Verhältnis zu seiner Obrigkeit widerspiegelte und die Differenzen der letzten Jahre seines Lebens vergessen machen sollte. Es ist eine nochmalige Darstellung eines musikalisch-patriotischen und religiösen Gemeinschaftsgefühls, wie es Bovet verkörperte, ein Abschnitt Kulturgeschichte, die mit ihm zu Grabe getragen wurde. Die nachfolgenden Kapitel tragen alle ein aktives Verb als Titel, wie «Survivre, Apprendre, Enseigner, Chanter» usw., entsprechend dem unermüdlich arbeitenden, immer und überall anwesenden Abbé. Jedes dieser Kapitel ist so konzipiert, daß es für sich alleine stehen könnte, und zeigt jeweils einen Aspekt aus dem Leben des Komponisten auf, immer bezogen auf sein politisch-religiöses Umfeld. In den ersten beiden Kapiteln «Survivre» und «Cultiver» stellt Patrice Borcard die Frage nach dem übergang von der Popularität zur Legende Bovet. Das schnelle Bekanntwerden, sein immer größer werdender Einfluß in verschiedenen Institutionen, lassen Bovet bald zu einem gemeinsamen Nenner werden für die kulturelle Identität des Kantons, für ein Verständnis von «Heimat», das sich während der Kriegsjahre sogar auf die ganze Schweiz ausdehnt. Nach den beiden Kapiteln «Naître» und «Apprendre», die Elternhaus und Ausbildung beschreiben und am ehesten biographisch im klassischen Sinne genannt werden können, kehrt der Autor zur eingangs gestellten Frage zurück, die er im folgenden in jedem Kapitel unter einem andern Blickwinkel zu beantworten sucht. Dabei stellt sich Bovet als eine charismatische Persönlichkeit heraus, als die musikalische Autorität, als ein Komponist, der durch sein Werk dem Volk das Ideal von Arbeit und Moral aufzeigt, ein Bild von Vaterland und Heimat und ein Gefühl von Sicherheit vermittelt. Vor allem aber wird seine Rolle innerhalb eines Kantons dargestellt, für dessen Interessen und Ideologie er durch sein musikalisches Schaffen den kulturellen Hintergrund lieferte. In all diesen Kapiteln, überschrieben mit «Restaurer», «Construire», «Rassembler» usw., Aktivitäten, die typisch sind für den Freiburger Komponisten, belegt der Autor seine detaillierten Kentnisse von Joseph Bovet, seiner Zeit und insbesondere dessen kulturpolitischen Funktion während der «République chrétienne», die sein Wirken für sich zu nutzen wußte.

Joseph Bovet 1879–1951. Itinéraire d'un abbé chantant ist ein leicht lesbares Buch, für ein breites Publikum, für jeden, der sich für die Freiburger Geschichte

interessiert. Das Konzept der eigenständigen Kapitel läßt dem Leser die Möglichkeit einer beliebigen Reihenfolge. Dies wiederum bedingt ein manchmal zu häufiges Wiederholen von Begebenheiten, was die durchgehende Lektüre oft langwierig macht und ermüdend wirkt. Es gelingt aber dem Autor, nebst den Tatsachen oft auch die Stimmung einer Situation einzufangen, was einigen Kapiteln eine fast romanhafte Spannung verleiht; dies wiederum verführt ihn hie und da zu Spekulationen, was er als Historiker unbedingt vermeiden möchte. Das Buch ist keine eigentliche Biographie, sondern eine Kulturgeschichte des Kantons und der Stadt Freiburg, die an Hand der damals wohl wichtigsten Persönlichkeit im kulturellen Leben die Verknüpfung von Staat und Kirche, von Politik und Religion aufzeigen will. Leider beschränkt sich die Beschreibung auf die Lebenszeit von Joseph Bovet. Ein Ausblick in unsere Zeit und somit über die Epoche der «République chrétienne» hinaus wäre durchaus angebracht, ist doch der Einfluß nicht nur des Komponisten, sondern vor allem des Pädagogen Bovet bis heute wirksam; seine zur Tradition gewordene Arbeit mit den Sängern wurde und wird von seinen Schülern und Nachfolgern weitergegeben, was das gute bis hohe Niveau der Chöre im Kanton bestätigt. Es ist auch kein musikwissenschaftliches oder musikgeschichtliches Buch, die Kompositionen Bovets werden nur teilweise erwähnt und über deren musikalischen Gehalt wird kaum etwas ausgesagt. Einzig dem berühmtesten seiner Lieder, *Le Vieux Chalet*, ist ein längerer Abschnitt gewidmet, läßt sich doch gerade an diesem die Berühmtheit der Legende Bovet, der Mythos aufzeigen, hinter dem die Person des Komponisten, der Mensch Bovet vollständig verschwindet, ja in Vergessenheit gerät. So wurde nach religiösen Festlichkeiten in einem kleinen Ort der französischen Alpen *Le Vieux Chalet* angestimmt und dem verwunderten Schweizer Gast, der sich nach der Herkunft des Liedes erkundigte, wurde voll Stolz geantwortet: «C'est une célèbre vieille chanson savoyarde!».

PIO PELLIZZARI

Aram MATTIOLI, *Zwischen Demokratie und totalitärer Diktatur. Gonzague de Reynold und die Tradition der autoritären Rechten in der Schweiz*, Zürich: Orell Füssli Verlag, 1994, X und 436 S.

Gonzague de Reynold était-il un maître-à-penser conservateur? réactionnaire? contre-révolutionnaire? ou révolutionnaire conservateur? Fut-il un adepte du fascisme? voire du nazisme? Les termes se brouillent dans le savoir sommaire d'une génération marquée par les approximations médiatiques et refusant à bon droit les apologies de complaisance, les défenses gênées ou les charges sans quartier de la précédente. Avec l'importante thèse d'Aram Mattioli, la personnalité politique de Reynold ne pourra plus être trop simplifiée ni tronquée. Sa reconstruction patiente et fouillée aboutit à un portrait assez équilibré et nuancé même si l'esthétique de l'homme de lettres est négligée alors qu'elle est indissociable de son tempérament et de son engagement politique.

C'est bien en effet de cette dernière et seule dimension que traite en définitive cette biographie de facture assez classique même si son auteur se réclame des acquis d'une nouvelle historiographie. On retiendra le souci de toujours présenter Reynold dans son époque et dans son milieu, de définir des thèmes et de les aborder sous un angle problématique. On relèvera aussi, de façon plus inédite mais pas constante, le soin de faire le lien entre mentalités – au sens d'outillage mental – et idéologie. Mais comment faire la part chez ce patricien pétri de tradition, entre le poids de l'héritage du passé, le moule doctrinal et l'aiguillon des défis et des joutes politiques de son temps?

La rigoureuse charpente des cinq chapitres axés sur des périodes caractérisées thématiquement est ingénieuse mais aboutit à des résultats inégaux. La période de formation (1880–1910) et celle des combats d'arrière-garde (1949–1970) sont traitées de façon moins élaborée que les trois volets, couvrant une douzaine d'années chacun, où sont examinés le *Nationaliste*, le *Catholique de droite*, ainsi que le *Patriote et l'Anti-démocrate*. Bien évidemment, de Reynold fut un peu et beaucoup de tout cela en chaque période, mais l'auteur parvient assez habilement à mettre en évidence des dominantes et à élargir la palette des positions et des options tout en suivant un développement chronologique rigoureux.

Pour les historiens du canton de Fribourg, la présentation du cadre dans lequel a été formé le jeune Reynold est assez décevant. Les clichés abondent sur cette «île de traditionalisme» qu'aurait constituée Fribourg en cette fin de siècle. Nulle trace d'une quelconque évolution alors que d'importantes transformations s'observent dans la capitale et touchent aussi quelques zones du canton. Les révélateurs socio-économiques assez grossiers employés par l'auteur (voir ses annexes) ne parviennent guère à cerner les ouvertures du régime Python qui ne tarderont pas, il est vrai, à se figer à l'approche de la guerre.

Si l'importance du milieu patricien catholique est bien vue, on est fort peu éclairé sur la formation intellectuelle du collégien. N'y avait-il pas là matière à cerner de plus près un mode d'appréhension du réel fourni par la philosophie néo-scholastique qui permettra à Reynold de se sentir à l'aise parmi les catholique de droite européens formés à la même école? La remarque, d'ailleurs, peut être appliquée à d'autres périodes de l'activité du penseur qui n'élaborait pas ses écrits dans une tour d'ivoire et se montrait très réceptif aux enseignements et conseils de certains maîtres en philosophie parmi lesquels se comptait au moins un dominicain de l'Université de Fribourg.

De façon plus fondamentale, si de Reynold fut effectivement formé dans un milieu où persista plus longtemps qu'ailleurs l'Ancien Régime, il ne fut pas seulement imprégné par une mentalité mais il prit goût à des sources idéologiques extrêmement prégnantes et largement répandues dans son entourage. On eût aimé les voir énumérées. Quelle a été par exemple l'influence sur son esprit de l'oeuvre d'un Charles-Louis de Haller? Il est curieux d'attendre une des dernières pages du livre de Mattioli pour découvrir enfin le nom de Donoso Cortès, un des théoriciens le plus marquant et le plus connu de l'«Etat chrétien»?

On est mieux renseigné en revanche sur le cursus de formation de l'historien à Paris, sur son entrée en littérature ou sa rencontre avec la pensée maurrassienne même si l'impression est donnée qu'on se démarque peu des *Mémoires*. Au reste,

l'ouvrage récent de Clavien * complète harmonieusement pour ses jeunes années cette dimension esthétique. Mais pour retracer le temps des engagements dans la cité, les analyses de Mattioli sont remarquables d'acuité et de précision.

L'exacerbation de son nationalisme qui atteint un paroxysme avec la Grande Guerre forme le premier volet (1911–1922) de ce grand triptyque. En prolongeant cette perspective jusqu'à la question du Vorarlberg, l'auteur met le doigt sur ce besoin de grandeur et de vitalité quasi impérialiste que Reynold réservait à sa patrie considérée comme une grande nation. Mais le tournant de l'évolution reynoldienne durant cette période est sans doute provoqué par le choc de la grève générale et, plus largement, par la menace que fait planer la révolution bolchévique pour l'avenir du pays et de l'Europe. Il en sortira un anti-socialisme foncier bien sûr mais plus encore une active répulsion à l'égard du libéralisme, considéré, selon la bonne vieille idéologie contre-révolutionnaire, comme la matrice de toutes les erreurs et perversions de l'ordre moral et social. Ce double traumatisme de 1917–18 aurait alors conduit Reynold à renforcer son attachement au catholicisme.

C'est en effet avec l'étiquette de «catholique de droite» que Mattioli caractérise le deuxième grand volet de son étude couvrant la période 1923–1935. Mais au fait qui n'était pas catholique de droite dans le milieu suisse à cette époque? Reynold, il est vrai, s'impose aussi et surtout comme fortement marqué à droite dans les débats et confrontations sur le plan international où s'affirment plusieurs sensibilités catholiques. Mais, en d'autres mots, peut-on définir son catholicisme par son seul versant politique? Le terme de catholique intégral utilisé par E. Poulat voire même celui d'intégriste auraient peut-être mieux convenu.

Entre sa fascination pour Maurras et sa fidélité au Pape, Reynold s'est senti déchiré au temps de la condamnation de l'Action française. Toutefois, malgré les déclarations mises sous les yeux de la hiérarchie, a-t-il vraiment et définitivement choisi son camp en ce moment? L'auteur n'amoindrit jamais l'influence de la foi catholique sur les choix politiques reynoldiens les plus discutés, à propos du fascisme notamment et de sa lucidité tardive (été 1934) devant le danger hitlérien. Mais de quelle foi peut-il s'agir qui conduit à des positions aussi ambivalentes? Un approfondissement de la théologie de Reynold pourrait être un chantier fructueux comme le laisse entrevoir cet aveu lâché en 1927 à Maurras et qui sonne comme un hommage très révélateur: «...c'est grâce à vous qu'à la foi catholique j'ai ajouté la culture catholique» (p. 156). La perspective retenue par Mattioli n'aurait-elle pas pour effet de le transformer un peu trop en Père de l'Eglise alors que les causes défendues ne manquaient pas de pesanteur temporelle.

Dans les pages très éclairantes qui abordent son rôle de guide et héraut de la rénovation nationale esquissée dès 1919 mais formalisée en 1929 dans son essai sur *La Démocratie et la Suisse*, Mattioli a soin de rappeler sa large audience. De Reynold en effet n'apparaît jamais seul dans ses entreprises rénovatrices et le

* Alain CLAVIEN, *Les Helvétistes. Intellectuels et politique en Suisse romande au début du siècle.* Lausanne: Société d'histoire de la Suisse romande/les Editions d'en bas, 1993, 323 p.

souci de l'auteur est de montrer à bon droit qu'il n'était qu'un élément d'un réseau assez étendu. On y trouve les milieux dirigeants de son canton mais aussi les cercles d'une certaine bourgeoisie libérale conservatrice romande. Sur le plan fédéral, malgré ses accointances avec les conseillers fédéraux Motta, Musy puis Etter, Reynold se situe toujours à droite de la droite. Il ne parviendra jamais à s'imposer comme l'éminence grise du parti catholique dont il stigmatisait par ailleurs la stratégie parlementaire et sa fonction intégratrice dans l'ordre libéral et bourgeois. Ses plaidoyers pour un Etat autoritaire rencontrèrent alors, il est vrai, plus d'écho au sein de la jeune génération tant protestante et libérale que catholique et conservatrice séduite par sa passion autoritaire, anti-moderne et anti-démocratique.

Cette dernière tendance, doublée cependant d'un incontestable patriotisme, caractérise, selon Mattioli, la troisième phase de l'engagement politique de Reynold (1936–1948). Mentor d'une défense nationale spirituelle à caractère traditionnaliste, Reynold ne fut pas loin de croire à la «divine surprise» de la crise morale de l'été 1940 pour faire aboutir son vieux rêve d'«Etat chrétien» qu'il avait cru voir réalisé déjà dans le Portugal de son ami Salazar. Chimères? L'antidote que voulait prescrire ce docteur ès régime autoritaire pour lutter contre les effets redoutés des potions nazies écartait bien entendu toutes les valeurs de la démocratie libérale. La prescription comme le diagnostic d'ailleurs avait manqué encore une fois de lucidité mais son élaboration s'était faite en bonne et large compagnie.

Bientôt pourtant le vent de l'histoire va tourner et obliger celui qui luttait à contre-courant, non sans jubilation, à retourner à son écritoire. L'ouvrage est bien rapide sur cette retraite un peu forcée et que n'épargnera pas l'amertume même si la consécration internationale recherchée reconnaîtra la qualité de ses réflexions politiques appliquées dès lors à l'aventure de l'histoire européenne.

Avec un travail aussi décapant mais foncièrement honnête, Mattioli apporte un éclairage décisif pour la compréhension de la culture politique autoritaire qui a modelé une moitié du paysage idéologique durant ce premier XXe siècle. Il faut souligner qu'il y a été aidé par le soin mis par ce non-conformiste de Reynold à livrer intactes, pratiquement sans restrictions, ses très riches archives au scalpel des historiens.

Un trésor nullement galvaudé par Mattioli qui ne s'est pas enfermé dans une problématique trop étroite, mal ajustée à la taille de cet intellectuel. La mise en perspective de Reynold et de son oeuvre politique dans l'univers européen est particulièrement réussie pour le domaine germanique et italien. Les liens dévoilés et les parallèles esquissés avec les tenants de la révolution conservatrice allemande ou avec les adeptes de l'Etat corporatiste autrichien sont pleins d'enseignements. On est moins convaincu en revanche par le traitement réservé aux réseaux français et belges tissés par Reynold et que les Romands connaissent mieux. Quelques raccourcis décelés surprennent. Ainsi l'influence supposée du personnalisme d' Emmauel Mounier sur les conceptions de notre patricien en matière de famille ou de fédéralisme. La matrice d'un catholicisme traditionnel se retrouve certes dans les deux cas, mais les orientations furent rapidement très divergentes.

Paradoxalement ce travail mené sans concessions et dont l'élaboration avait été ponctuée par la publication d'articles plutôt sévères sur les positions idéologiques de Reynold se conclut par un regard plutôt indulgent envers cet «homme de lettres» engagé. A force de voir ce brillant maître-à-penser se tromper régulièrement dans ses premiers diagnostics politiques pour ensuite corriger le tir non sans meurtrir les principes et donner dans quelques compromissions, Mattioli en serait-il venu à douter d'atteindre le point de vue de Sirius, mirage des historiens? Le nouveau ton perçu en conclusion n'aurait pas déparé certaines analyses où malgré l'apparente assurance de Reynold percent certaines angoisses et certaines hésitations qui révèlent une sensibilité à fleur de peau, elle aussi objet d'histoire.

FRANCIS PYTHON